

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 220 (1941)

Artikel: Im Dienste der Minne : historische Skizze
Autor: Lötscher, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Dienste der Minne. Historische Skizze von E. Lötischer.

An einem warmen Vorfrühlingstag des Jahres 1406 sprengten zwei jugendliche Reiter ungestüm aus den Toren der Komturei zu Oberwinterthur, woselbst sie zu kurzer Rast zugekehrt, und schlugen den holprigen Weg ein, der ins Tödtal führte. Der Jöhn, der seit Tagen von den Bergen niederstrich, hatte die letzten Reste des kaum zu Ende gegangenen strengen Winters gründlich beseitigt. Sein heißer Atem wirkte Wunder an Busch und Baum, in deren Zweigen es sich zu regen begann. Der Lenz trat seinen Siegeszug an und ließ sich nicht mehr zurückhalten. Die Luft war klar und milde, der jugendliche Heinrich von Schwandegg riß übermütig sein Samtbarett von seinen blonden Locken, warf es hoch in die Luft und sang es geschickt wieder auf. Der scharfe Ritt hat seine Stirne und Wangen geröthet; der schlankte Jüngling saß wie ein Apoll auf seinem Galben und freute sich seiner Jugend, seines Lebens. Nicht so sein Begleiter, der jugendliche Gyr von Gyrberg, der, von seinem Vater gedrängt, gen Kyburg ritt, um den Grafen Wilhelm von Montfort um die Hand dessen Tochter Klothilde zu bitten. Auf dem Wege gen Oberwinterthur hatte sich ihm der junge Schwandegg angeschlossen, der gleichfalls auf die Kyburg ritt, um seinem Schirmherrn die Pfandsumme für den Herrenhof zu Elgg zu erlegen, den seine Eltern den Grafen verpfändet hatten. Gyr von Gyrberg mußte, daß der schmutze Heinrich einen tiefen Eindruck auf die schöne Grafentochter gemacht. Er fürchtete, daß ihm dieser zuvorkomme. Deshalb saß er gar finster auf seinem Pferde und hatte kein Auge für das Erwachen der Natur. Hinter seiner Stirne brüteten finstere Gedanken. Seine Lippen, die ein dunkler Glaum beschattete, waren fest zusammengedrückt und ein harter Zug legte sich um seinen sinnlichen Mund. Doch sein Freund schien die düstere Stimmung seines Begleiters nicht zu bemerken. Heinrich von Schwandegg stammte aus einer wenig begüterten Familie, die durch den Einfall der Appenzeller schwer geschädigt worden und Mühe hatte, ihr kleines Besitztum zusammenzuhalten, während die Gyr von Gyrberg zu den begütertesten Familien gehörten, die es schon wagen durften, ihre Hand nach einer Grafentochter auszustrecken. Jetzt öffnete sich ein von dichten Wäldern eingesäumtes Seitental, und links oben kamen die Türme und Mauern der stattlichen Kyburg in Sicht.

„Die Kyburg!“ rief Heinrich trunkenen Blickes aus und schwenkte sein Barett. Ein spöttisches Lächeln huschte um den Mund des jungen Gyr.

„Reitest wohl auf Brautschau?“ spottete er, einen lauernden Blick auf den Freund werfend. Ein Scharten huschte über das männlich schöne Gesicht Heinrichs.

„Wie könnte es ein armer Edelmann wagen, eine Grafentochter zu freien!“ lautete die gedrückte Antwort des Freundes.

Der Gyrberger atmete erleichtert auf.

„Es würde Dir auch nichts nützen, denn ich reite nicht eher nach Hause, bevor ich der Gräfin Jawort besitze“, meinte er hochfahrend.

„Bist Du der schönen Klothilde so sicher?“

„Gewiß! Auf der Kyburg gilt einzig der Wille des Grafen, der mir längst gewogen ist.“

„Wir werden sehen!“ gab Heinrich bitter zurück.

„Na – hoffst Du vielleicht, sie zu erringen?“

„Und wenn es so wäre?“

„Ich warne Dich, Heinrich, mir in den Weg zu kommen!“ stieß Gyr grimmig, mit einem bösen Leuchten in den Augen, aus.

Heinrich von Schwandegg schwieg verstimmt. Die Burgen Schwandegg und Gyrberg lagen nahe bei einander, ihre Eltern waren miteinander befreundet. Zum ersten Mal tat sich zwischen ihnen eine Kluft auf, die zu trennen drohte. Dies schmerzte den frohsinnigen Schwandegger. Schweigend ritten sie den steilen Burgweg hinan, an der Linde des Gerichtsplatzes vorbei, der Burg zu. Dem jugendlichen Vornam Eginhard waren die Gäste bereits gemeldet worden, die Zugbrücke war heruntergelassen. Seite an Seite ritten die Freunde in den Burghof ein. Heinrich von Schwandegg grüßte den sich tief verneigenden Burgwart mit einem frohen Scherzwort, während Gyr von Gyrberg grußlos an demselben vorüberritt.

Eben traf Graf Wilhelm vom Montfort, dem die Gäste gemeldet worden, aus dem Grafenhaus. Er war ein gar stattlicher Ritter, von hohem Wuchs und edler Gestalt. Auf den breiten Schultern saß ein mächtiges Haupt, umrahmt von krausem Braunhaar, in welchen die Jahre die ersten weißen Fäden spannten. Unter buschigen Brauen blickte ein falkenscharfes, graues Augenpaar durchdringend in die Welt, eine edel, geformte, leicht gebogene Nase beschattete den wohlgeformten, härtigen Mund. Ein mächtiger, bis auf die breite Brust herabwallender Bart verdeckte das energische Kinn und verlieh dem Träger etwas Hohes, Gebietendes.

Mit aufrichtiger Herzlichkeit begrüßte Graf Wilhelm seine Gäste.

„Gottwillkommen auf der Kyburg! Das ist lieber Besuch. Euch, Herr Heinrich, habe ich schon lange nicht mehr gesehen“, wandte er sich an Heinrich von Schwandegg.

„Daran sind die Appenzeller schuld, die sengend in unser Gebiet eingefallen. Wer weiß, wie es uns ergangen wäre, hätten sich die treuen Wäldtalingen nicht für uns verwendet.“

„Ja, ja, es sind schlimme Zeiten, ich weiß! Umso mehr freut es mich, daß Ihr uns nicht vergessen habt.“

„Und Euer Vater, Herr Gyr? Warum kommt er nicht selbst? Ich hätte Wichtiges mit ihm zu besprechen“, wandte sich der Graf an den jungen Gyrberg.

„Um – die schweren Anstände mit dem Truchsäßen von Dießenhofen halten ihn zurück“, entgegnete Gyr verlegen.

In der großen Ritterstube erwarteten die Gräfin von Montfort und deren Tochter Klothilde die Gäste. Ein verrätherisches Rot lag auf den Wangen der jungen Grafentochter, als sie Heinrich von Schwandegg die

Hand reichte. Auch Heinrich erglühete. Artig verneigte er sich vor der noch jugendlichen Gräfin von Montfort, die mit Wohlgefallen dessen Huldigung entgegennahm. Doch als hernach Gyr sich vor Klothilde verneigte, ging ihr Blick kalt über ihn hinweg.

Während die Gräfin Agnes sich mit Gyr von Girsberg unterhielt, bat Heinrich den Grafen um eine Unterredung.

„Nicht müßige Neugier hat mich hiehergeführt, sondern geschäftliche Dinge, die mir mein Vater übertragen“, meinte er lächelnd.

„Habt Ihr es so eilig, wieder heimzukommen?“

„Keineswegs, Herr Graf, sofern ich nicht lästig falle. Doch zuerst das Geschäft, dann das Vergnügen.“

„So höre ich es gerne“, entgegnete der Graf und führte den Gast in ein anstoßendes Gemach.

„Nehmet Gruß und Dank meiner Eltern entgegen. Ich bringe Euch die Pfandsomme für den Herrenhof von Elgg, samt Zins und Urkunde“, sagte Heinrich, zog einen vollen Beutel aus dem Wamse und legte die Urkunde auf den Tisch.

Ein Lächeln schwebte um die Lippen des Grafen.

„Euer Vater scheint es eilig zu haben, wieder in den Besitz des Herrenhofes zu kommen. Ich hätt' ihn wahrlich nicht gedrängt, denn der Herrenhof zu Elgg ist ein reicher Besitz und wohl verwaltet.“

„Das weiß mein Vater und deshalb ließ es ihm keine Ruhe, denselben wieder zu bekommen.“

„Wenn ich nun aber Eurem Vater einen hohen Preis für das Lehen bezahle, ich gebe es, offen gestanden, nicht gerne aus der Hand, glaubt Ihr, er würde darauf eingehen?“

„Diese Hoffnung muß ich Euch leider zerstören, Herr Graf! Wir sind durch den Einfall der Appenzeller schwer geschädigt worden, vorab unsere Wäldtalingen. Wir können daher Euer Angebot, so edel es sein mag, nicht annehmen.“

Graf Wilhelm nickte.

„Ich verstehe und begreife Eueren Vater. Doch spricht gleichwohl noch einmal mit ihm. Sagt ihm, daß ich einen hohen Preis zahle.“

Ein Gedanke schoß Heinrich durch den Kopf, der ihn schier schwindeln machte.

Graf Wilhelm bemerkte des Gastes Mienenspiel und deutete es zu seinen Gunsten.

„Wie gesagt, den höchsten Preis dürft Ihr fordern.“

„Herr Graf, Ihr wißt nicht, in welche Versuchung

Ihr mich führet. Ich könnte Euch einen Preis nennen, aber es widerstrebt mir, auf diese Weise...“

„Redet frank und frei von der Leber!“ schnitt Graf Wilhelm dem Gast das Wort ab und sein Auge hing gespannt an dem Gesicht Heinrichs, auf dem die Farbe kam und ging.

„Herr Graf, verzeihet wenn ich unbescheiden bin. Gebt mir Eure Tochter Klothilde zur Frau, und der Herrenhof von Elgg wird Euch zu billigem Preis überlassen.“

Graf Wilhelm drückte maßloses Erstaunen aus.

„Ihr nennt einen allzuhohen Preis, Herr Heinrich. Gleichwohl würde ich nicht zögern, meine Einwilligung zu geben, wenn ich nicht mit dem alten Gyren von Girsberg übereingekommen wäre, Klothilde seinem Sohn zu geben.“

Heinrich erblaste.

„Und Klothilde? Ist das auch ihr Wille?“

„Hier auf der Kyburg gilt der Wille des Burgherren allein. Die Töchter haben zu gehorchen, wie das überall Sitte ist.“

Heinrich von Schwandegg verneigte sich zustimmend. Der Schmerz um den Verlust der Geliebten verschlug ihm die Stimme.

Graf Wilhelm sah es und es tat ihm leid, den ihm liebgewordenen Junker weh tun zu müssen. Er setzte sich an den Tisch und bescheinigte den Empfang der Summe.

Als Heinrich wenig später mit dem Grafen zu den andern zurückkehrte, fiel Gyr dessen Zerstörtheit

auf und erschloß daraus, daß sich Heinrich einen Korb geholt. Ein spöttisches Lächeln lag auf seinen Lippen.

Gräfin Agnes hatte inzwischen für Bewirtung gesorgt. Heinrich von Schwandegg aber drängte nach Hause.

„Ihr erlaubet, Herr Graf, daß ich den Heimweg antrete. Meine Angelegenheit ist geordnet, viel Arbeit wartet meiner zu Hause“, wandte er sich an den Burgheeren.

„Nein, das dürft Ihr uns nicht antun!“ rief die Gräfin erschrocken aus. Klothilde erbleichte und warf Heinrich einen flehentlichen Blick zu, da bat auch Graf Wilhelm den Gast, zu bleiben. Nach kurzem Besinnen unterlag der Junker den vereinigten Bitten der gräflichen Familie. Gyr allein schwieg. Er brachte es nicht über sich, den Freund zum Bleiben aufzufordern. Er hätte es gerne gesehen, wenn Heinrich die Burg verlassen hätte.

Am Nachmittag hatte Graf Wilhelm mit Gyr eine Unterredung, da schlich Heinrich aus der Burg. Es



reute ihn, daß er seine Zusage gegeben. Er schaute sich im Städtchen Kyburg um, setzte sich unter die Gerichts- linde und überlegte, ob er nicht doch den Heimweg an- treten solle. Plötzlich fiel ein Schatten über den Weg. Als er aufblickte, stand Klothilde vor ihm. Jäh erhob sich der Gast.

„Warum wolltet Ihr uns so bald wieder verlassen?“ fragte das schöne Mädchen leise.

„Fraget mich nicht, Klothilde, ich könnte es doch nicht sagen!“

„Hat Euch mein Vater beleidigt?“

„Was sinnet Ihr, Fräulein! Nein, nein, doch dringt nicht weiter in mich!“

„Habt Ihr so wenig Zutrauen zu mir, Herr Hein- rich?“

„Quält mich nicht, Fräulein! Ich muß schweigen, auch wenn es mir das Herz bricht!“ gestand Heinrich und schaute finster zur Burg hinüber.

In Klothildes Augen schimmerte es feucht.

„Ist es Herr Gyr, der Euch beleidigt hat?“ drängte sie leidenschaftlich.

„Ihr fraget viel auf einmal, Klothilde. Doch beru- higt Euch, der Freund hat mich nicht beleidigt, nur weh getan. Auch Euer Vater!“

Eine dunkle Blut stieg Klothilde in die Wangen.

„Hängt es mit Gyr von Girsberg zusammen?“

Heinrich nickte stumm.

Jetzt schlug Klothilde die Augen voll zum Freunde auf, während ein holdseliges Lächeln um ihren jungen Frauenmund huschte.

„Beruhigt Euch, Herr Heinrich, denn noch ist's nicht so weit!“ hauchte sie leise und sprang leichtfüßig davon.

Mit neuer Hoffnung kehrte Heinrich in die Kyburg zurück.

Im Laufe des Abends traf der Graf von Rappers- wyl mit Frau und zwei jugendlichen Töchtern auf der Kyburg ein. Im Rittersaal des Grafenhauses saßen die Gäste fröhlich beisammen. Heinrich sang frohe und ernste Lieder zur Laute und erst spät ging man zur Ruhe.

Am folgenden Morgen zogen die Männer mit lau- tem Halli zum Gejaid. Sie kehrten im Laufe des frü- hen Nachmittags mit reicher Beute auf die Kyburg zurück. Kaum dort angelangt, rüstete sich Herr Heinrich zur Heimkehr. Klothilde stand im Burghof, als er das Pferd bestieg.

„Glaubet an Liebe und Treue! Auf Wiedersehen!“ lispelte sie holderglühend, als sie ihm die Hand reichte.

„Ich danke Euch, Klothilde!“ entgegnete Heinrich be- wegt und schaute ihr tief in die feucht schimmernden Augen. Als er aufblickte, bemerkte er Gyr von Girsberg, der mit finstern Blicken an einem Fenster stand. Er winkte ihm mit der Hand einen letzten Gruß zu und sprengte über die Zugbrücke ins Freie.

Gyr aber achtete seines Grußes nicht. Mit raschem Entschluß suchte er den Grafen auf, um seine Werbung vorzubringen, ehe es zu spät war.

Graf Wilhelm ahnte, was Gyr zu ihm geführt. Er setzte sich mit ihm zu Tische und hörte aufmerksam der Werbung des Gastes zu, der in beredten Worten den Reichtum seines Hauses und seine eigenen Tugenden ins hellste Licht rückte.

„Ich sah es kommen und erwartete Euer Antrag. Beinahe wäret Ihr zu spät gekommen, denn der junge Schwandegger hat bereits um Klothilde angehalten. Wenn Euer Vater nicht schon halb und halb mein Wort hätte, wäret Ihr jedenfalls zu spät gekommen. Doch laßet mich offen sein! Ihr habt es leider bisher wenig verstanden, das Herz meiner Tochter zu gewinnen und müßt Euch Mühe geben, das nachzuholen.“

Gyr wollte sich verteidigen, doch Graf Wilhelm erhob sich und holte Klothilde herbei. Bleich, aber gefaßt trat diese mit dem Grafen über die Schwelle. Als sie Gyr vorfand, wußte sie, daß es nun zum Kampf kommen würde.

„Klothilde,“ begann der Graf, „eben hat Gyr von Girsberg um Deine Hand gebeten. Er wünscht Dich als Ehegemahl, ich hoffe, daß Du ihm eine treue, liebe Gefährtin sein wirst.“

Klothilde wusch alles Blut aus den Wangen. Ab- wehrend erhob sie die Hand gegen Gyr, der lächelnd auf sie zutreten und ihr die Hand reichen wollte.

„Herr Vater, verzeihet, aber ich kann nicht!“ kam es hart über ihre Lippen. Voll schlug sie ihre leidvollen Augen zum Vater auf.

Dieser erbleichte.

„Wie – Du willst Dich weigern?“ Die Jornesader schwell auf des Grafen Stirne hoch an.

„Erbarmt Euch, Vater, ich kann nicht. Meine Liebe gehört Heinrich von Schwandegg“, hauchte Klothilde.

„Wie – er hat es gewagt, Dich selbst zu fragen, ob- wohl ich ihn abgewiesen?“ Des Vaters Stimme bebte vor Zorn.

„Nein, nein, Vater! Er weiß nichts davon. Kein Wort von Liebe ist zwischen uns gefallen. Doch mein Herz spricht längst für ihn.“

„Dann reiße diese Liebe aus dem Herzen. Hier steht der Mann, den ich Dir ausgesucht. Ich gab ihm mein Wort und bleibe dabei.“

„Erbarmt Euch, Vater!“ bettelte Klothilde. Ihre Stimme klang wie ein geborstenes Glöcklein.

Doch der Graf achtete dessen nicht.

„Du gehorchst! Ein Montfort bricht sein Ritterwort nie!“

Stumm senkte Klothilde Ihr Haupt, doch heiße Trä- nen netzten ihre bleichen Wangen.

„Klothilde! Versucht es mit mir, ich will Euch auf den Händen tragen“, flehte Gyr von Girsberg, dem es in dieser Stunde mit seinem Gelöbnis ernst war.

Die blonde Grafentochter aber schwieg tröstig, wischte sich die Tränen aus den Augen, floh hinüber in ihre Kaminate, wo sie sich einschloß und an diesem Tage nicht mehr zum Vorschein kam. Spät abends verlangte Frau Agnes Zutritt zu ihrer Tochter und Klothilde weinte sich am Mutterherzen aus.

„Kind, Kind, ich verstehe Dich! Fasse Mut, vielleicht wird alles noch gut,“ tröstete die Wadere ihr armes Kind. „Schau,“ fügte sie hinzu, „ich will versuchen, Vater umzustimmen. So hart wird er nicht sein, daß er Dich einem ungeliebten Mann in die Arme wirft.“

„Nein Mutter, das kann er nicht. Ehe gehe ich zu den frommen Schwestern von Töß, die mich erzogen!“ rief Klothilde leidenschaftlich aus.

Die Gräfin erschrak und versuchte es ihr auszureden. Am folgenden Morgen ritt der alte Gyr von Girsberg in die Kyburg ein. Ein reitender Bote hatte ihn verständigt, daß Graf Wilhelm seine Anwesenheit wünsche. Unter vier Augen setzte ihm der Montfort die Schwierigkeiten auseinander, die sich einer Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten entgegensetzt, und bat ihn für Klothilde um Geduld.

Der alte Gyr war betrübt.

„Ich kann Eure Tochter wohl begreifen. Heinrich von Schwandegg ist ein schmucker Mann, dazu ein lieber, offener Mensch. Wollte Gott, ich könnte das von meinem Sohne auch sagen. Gleichwohl lieb ich ihn mit allen seinen Fehlern und Schwächen. Ich will ihn streng ins Gebet nehmen, daß er sich Mühe gibt, Klothildes Günst zu erringen. Was mich besonders schmerzt, ist der Umstand, daß dabei die Freundschaft mit den Schwandeggern in die Brüche gehen wird. Doch mein und meines Hauses Glück steht über dieser Freundschaft.“

Im großen Nittersaal der Kyburg erfolgte der öffentliche Verspruch. Klothilde hatte sich mit Mühe von der Mutter überreden lassen, sich demselben nicht zu entziehen. Doch der junge Gyr hatte keine Ursache, sich seines Sieges zu freuen. Klothilde gestattete ihm keine Zärtlichkeiten, im Gegenteil, sie wich ihn nach Möglichkeit aus. Noch am gleichen Tag rüsteten sich die Gyren zur Heimkehr.

„Im Herbst rüsten wir uns zur Hochzeit!“ sagte der alte Gyr zu seiner zukünftigen Schwiegertochter. doch kein zustimmendes Wort kam über Klothildes Lippen.

„Ich will Dir ein guter Vater sein!“ versicherte der alte Ritter, da fiel eine Träne auf dessen Hand, da riß sich Klothilde ungestüm los, floh in ihre Kammer, warf sich aufs Lager und schluchzte herzbrechend. Sie hörte es nicht, wie ihr Bräutigam ohne Abschied davon ging, wimmernd lag sie auf ihrem Bett und weinte sich den Kummer vom Herzen.

Bei Waltalingen, im lieblichen Stammheimertal, stand auf aussichtsreicher Höhe Burg Schwandegg. Dort hauste Herr Diethelm mit seiner Familie. Nicht weit davon erhob sich Burg Girsberg, mit deren Bewohner die Schwandegger seit Jahren gut befreundet waren. Doch seit Heinrichs Rückkehr von der Kyburg hörte der freundschaftliche Verkehr auf. Aus dem fröh-

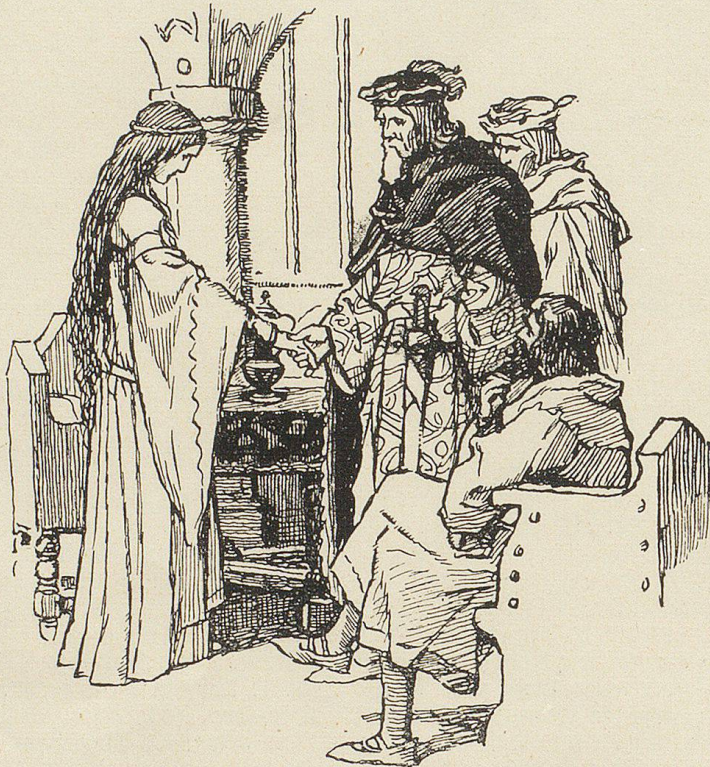
lichen Heinrich war ein ernster Bursche geworden. Er half dem Vater vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht die Felder zu bestellen, die die Appenzeller auf ihren Streifzügen zerstampft hatten. Die Eltern wußten um das Leid ihres Ältesten, doch hatten sie andere Sorgen, die sie nicht weniger plagten. Herr Diethelm erließ seinen Untertanen nach dem Einfall der Appenzeller den Zehnten, nun mußte er schauen, wie er sich bis übers Jahr über Wasser halten konnte. Der junge Gyr von Girsberg spottete darüber, als er es hörte, doch sein Vater lobte Herr Diethelms Einsicht. Wenn sich dieser auch nie mehr auf Girsberg einfand, hegte er doch keinen Haß gegen den Freund. Nicht so

dessen Sohn. Gyr war zornig, weil Heinrich Klothildes Liebe ohne jegliches Zutun errungen und das vergaß er ihm nicht. Arbeitsharte Wochen kamen, über der Arbeit vergaß Heinrich zeitweise den bitteren Schmerz. Aber eines Tages wurde er neuerdings daran erinnert. Der alte Gyr kam unverhofft auf Schwandegg und lud den Freund zur Vermählung seines Sohnes mit der jungen Gräfin von Montfort ein. Ritter Diethelm dankte für die Einladung, lehnte aber dieselbe kurzerhand ab. Betrübt kehrte der Freund nach Girsberg zurück.

Auf der Kyburg ging die Zeit still dahin. Graf Wilhelm war eifrig beschäftigt, die Burg innen und außen neu her-

zurichten. Klothilde saß mit dem Mädchen Tag für Tag in der Gesindestube und nähte an ihrer Brautwäsche. Sie war in den letzten Wochen still geworden, denn der Mutter Bemühen, den Vater umzustimmen, war vergeblich gewesen. Graf Wilhelm war ein Starrkopf, der eher alles zugrunde gehen ließ, als ein gegebenes Ritterwort zu brechen. Streng, aber gerecht ist er, sagten seine Untertanen von ihm und deren Urteil traf zu. Wohl sah er, wie Klothilde unter dieser Verbindung litt. Er war gerecht genug sich einzustellen, daß Heinrich von Schwandegg ihm nicht minder willkommen gewesen wäre, wenn er sich nicht durch sein gegebenes Wort selbst gebunden hätte.

Eines Tages ritt Klothilde mit der Gräfin gen Töß ins Kloster, wo sie ihre Jugendjahre verlebte. Die Priorin daselbst war die Schwester von Frau Annes, Klothildes Muhme. Als Klothilde die trauten Räume betrat, die ihr zur zweiten Heimat geworden, übernahm sie das Weh. Tränen stürzten aus ihren Augen und sie



bat und flehte die Mutter an, sie im Kloster zu lassen, um der verhassten Ehe mit Gyr zu entgehen. Frau Agnes aber erschrak und bat ihr Kind, den Vater nicht zu reizen. Ebenso ermahnte die Priorin ihr Mündel, den Weg der Pflicht zu gehen, auch wenn er noch so schwer sei.

„Wenn Deine Kraft nicht ausreicht, an der Seite deines Vaters auszuharren, wenn er sich Deiner unwürdig zeigt, Dich schlägt, oder wenn Du einmal nicht mehr aus und ein weißt, dann, ja dann magst Du kommen, dann wird Dich das Kloster beschützen“, schloß die mackere Frau.

Diese Worte begleiteten Klothilde auf dem Heimritt und ließen sie nicht wieder los.

Wenn deine Kraft nicht mehr ausreicht, suche Schutz bei uns. So meinte doch Muhme Priorin. An diese Versicherung klammerte sich Klothilde, sie gab ihr Trost und Halt in schweren Stunden.

Der August war vorüber, ein goldener Septembertag stieg herauf. An diesem Morgen ließ Graf Wilhelm Klothilde kommen und erklärte ihr mit dünnen Worten, daß die Hochzeit in 14 Tagen stattfinden werde. Noch einmal warf sie sich dem Vater vor die Füße und beschwor ihn, von dieser Hochzeit abzusehen, doch vor seinem Grimme verstummte der Mund der Gequälten. Jetzt mußte Klothilde, daß die Stunde bevorstand, von der die Priorin gesagt, daß sie im Kloster Aufnahme finden werde, wenn das, was man ihr zumute, ihre Kraft übersteige. Nun wurde sie ruhiger. In ihrer Remnate schrieb sie ein Brieflein an Heinrich von Schwandegg, beschwor ihn, sie zu retten und bezeichnete ihm Tag und Stunde, wo sie ihn erwarte. Dann verließ sie das Schreiben, verließ unbemerkt die Burg und stieg zu Tal. Ein wehes Lächeln flog um ihren Mund, als sie unter einem Apfelbaum einen halb-wüchsigen Burschen erblickte, der das Vieh hütete. Der Hirte sah das Schloßfräulein, riß einen rotwangigen Apfel vom Baum und reichte ihn seinem jüngeren Schwesterchen.

„Lauf, bring ihn dem Fräulein!“ befahl er der Kleinen, und diese ließ sich nicht zweimal bitten.

Klothilde hatte der Mutter der Kinder, als sie krank im Bette lag, Fleisch, Brot und Wein gebracht. Diese kräftige Nahrung hatte die Mutter gesund gemacht, jetzt wollte der Bursche dem Fräulein eine Freude machen. Klothilde tat diese Dankbarkeit wohl. Dankend nahm sie das Geschenk entgegen und unterhielt sich mit dem aufgeweckten Ruedi. Das Schwesterchen sah einen verspäteten Sommervogel, dem es nachlief, da wandte sich Klothilde an den Hirten.

„Willst Du mir einen Dienst erweisen, Ruedi?“

„Gerne, Fräulein! Sagt, was ich tun soll, es soll gerne geschehen.“

„Es darf aber niemand etwas erfahren, verstehst Du? Auch ist der Weg weit. Du brauchst einen ganzen Tag dazu, doch will ich mit Deiner Mutter reden.“

„Oh – das macht nichts. Und wär es bis an den großen See, der hinüber ins Reich führt, ich fürchte mich nicht.“

Klothilde lächelte gerührt.

„Soweit ist es nicht! Du sollst für mich auf Burg

Schwandegg im Stammheimer Tal gehen und dort Ritter Heinrich von Schwandegg eine Botschaft abgeben. Aber nur ihm persönlich, verstehst Du?“

„Ja, Herrin, Ihr dürft Euch auf mich verlassen! Ich weiß, wo die Burg liegt, zu Waltalingen lebt meiner Mutter Schwester, Muhme Berta. Ich kenne den Weg dorthin, bin schon zweimal mit Vater dort gewesen.“

„Dann ist's gut! Hier ist das Schreiben, aber verlier es nicht, es ist wertvoll.“

„Keine Sorge, Fräulein, ich werd' es wohlbehalten in die Hände Junker Heinrichs legen und niemand hier wird erfahren, wo ich gewesen bin.“

„Es ist gut! Hier hast Du etwas für Deine Mühe!“ Klothilde drückte dem Burschen ein Geldstück in die Hand. Dieser wollte es nicht nehmen, aber die Herrin machte ein böses Gesicht, da schob es Ruedi in die Tasche.

„Wenn Du es morgen richten kannst, ist es gut! Die Antwort kannst Du mir morgen abend, wenn die Sonne untergeht, selber bringen. Du kennst doch das verschwiegene Törrchen? Ich erwarte Dich dort!“

„Ja Herrin, ich kenn' es und werde bestimmt dort sein!“ schloß Ruedi, froh, dem Fräulein einen Dienst erweisen zu dürfen.

Klothilde nickte ihm freundlich zu und suchte des Burschen Mutter auf. Als Kind war sie öfters dort zugekehrt und die mackere Frau war verschwiegen und treu. Sie forschte auch nicht, weshalb ihr Sohn gen Waltalingen gehen mußte, sondern versprach, ihm einzuschärfen, daß er sich ja nicht lange dafelbst säume.

Zufrieden kehrte das Fräulein auf die Kyburg zurück.

Am folgenden Morgen, noch ehe die Sonne hinter den Bergen aufstieg, wanderte Ruedi wohlgenut talwärts gen Norden. Weg und Steg waren ihm wohlbekannt und lange vor dem Mittagläuten erreichte er sein Ziel. Das Glück war ihm hold. Wie er in die Dorfgasse einbog, trat ihm Junker Heinrich entgegen, der mit einem Pferd in die Dorfschmiede ritt. Dieser beachtete den fremden Burschen kaum. Doch Ruedi faßte sich ein Herz und redete ihn an.

Artig zog er seinen Hut und berichtete, daß er von der Kyburg käme und einen Brief an Junker Heinrich abzugeben habe.

Heinrich stutzte.

„Hm – kennst Du mich denn?“

Ruedi lachte.

„Ich hab Euch öfters auf die Kyburg reiten sehen!“ Er zog sein Schreiben hervor und reichte es dem Junker, der gierig darnach langte.

Als er die Botschaft las, kam und ging die Farbe auf seinem Gesicht. Er hatte Mühe, seine Erregung zu meistern.

„Folge mir!“ wandte er sich an den Knaben, den Brief steckte er in sein Wams. Vor der Schmiede stieg er vom Pferd und übergab es dem Hufschmied.

„Ich hol' es in zwei Stunden!“ bedeutete er demselben, winkte Ruedi, ihm zu folgen und verschwand hinter einer Scheune.

„Du gehst noch heute zurück?“ wandte er sich an den Knaben.

„Ja, Herr! Doch zuvor suche ich meine Ruhme auf, die hier im Dorfe haust, um mich für den Heimweg zu stärken.“

„Es ist gut! Doch verrate niemandem, wem Dein Botengang galt. Auch der Ruhme nicht! Dem Fräulein aber sage, daß ich tun werde, was sie von mir verlange. Vergiß dabei nicht, daß Dich niemand sehen darf, wenn Du ihr meinen Bescheid bringst, denn es gilt, eine große Gefahr für Deine Herrin abzuwenden.“

„Keine Sorge, Herr, für das Fräulein tue ich alles. Sie hat meine Mutter gerettet, deshalb gehe ich für sie, wenn es sein muß, durchs Feuer.“

„So ist's recht! Such jetzt Deine Ruhme auf doch verweile nicht zu lange, das Fräulein wird zittern, bis Du wieder zurück bist.“

„Ich weiß es und werde nicht lange säumen.“

„Es ist gut! Scheinst mir ein wackerer Bursche zu sein, dem man trauen darf. Ich werde Dir diesen Dienst nicht vergessen, verlaß Dich drauf!“

Froh eilte Ruedi zu seiner Ruhme, während Junker Heinrich in die Dorfschenke ging, um die Sache, die ihm aufgelegt wurde, reiflich zu überdenken. Ein Glücksgefühl sondergleichen kam über ihn. Wenn er bisher noch im Zweifel über die Gefühle Klothildens gewesen wäre, so wären diese durch die flehentliche Bitte, die sie jetzt an ihn richtete, zerstreut worden.

Als Ruedis Schwester dem Abend die Geißen am Schloßberg zusammentrieb, stand er, wie verabredet, an der verschwiegenen Pforte, wo ihn die Herrin erwartete und richtete seinen Auftrag aus. An den leuchtenden Augen und der dunklen Blut, die in die Wangen der Herrin schoß, erkannte Ruedi, wie wichtig sein Gang nach Waltalingen gewesen.

„Ich werde an Dich denken, wenn alles gut abgeht“, sagte sie und kehrte heimlich in die Burg zurück.

Einen Tag später. Die Sonne ging hinter bewaldeten Bergen zur Ruhe. Die Abend Schatten weiteten sich, heiliger Abendfriede lag über der Kyburg. Die Burginassen hatten einen strengen Tag hinter sich. Frühzeitig begaben sie sich zur Ruhe. Klothilde stand klopfenden Herzens, fluchtbereit in ihrer Kammer und wartete, bis der Mond am Himmel aufstieg. Dann huschte sie auf leisen Sohlen aus ihrem Gemach. Die Treppe knarrte. Erschrocken blieb das Fräulein stehen

und wartete klopfenden Herzens, ob sie sich verraten. Doch alles blieb still. Ihre Befürchtung, der Tormart könnte sie überraschen, wenn sie über den Burghof lief, war ebenfalls grundlos. Dieser saß ahnungslos beim rauchenden Kienspan in seinem Stübchen. Schon stand Klothilde vor der kleinen Pforte. Hastig öffnete sie das Törchen. Wohl freischte das Schloß, doch niemand hörte es. Leise zog sie das Törchen hinter sich zu und eilte, erleichtert aufatmend, den mondbeschienenen Burghügel hinunter, dem nahen Wald entgegen.

Der Schrei eines Käuzchens gellte durchdringend durch die Nacht. Die Fliehende erglühte. Das war das verabredete Zeichen. Eilfertig hastete sie, ein Tüchlein

über das Haupt geschlagen, der Richtung zu, von woher der Ruf gekommen. Unter einer mächtigen Eiche am Waldrande tauchte etwas Dunkles auf. Ein Pferd wieherte und jetzt trat ein schlanker Jüngling aus dem Waldesschatten in das helle Mondlicht hinaus, das auf den Wiesen lang.

Klothilde schritt ihm mutig entgegen.

„Gott zum Gruß, Herr Heinrich! Habet Dank, daß Ihr gekommen seid!“ lispelte das Burgfräulein hold erglühend, dem Junker die Hand reichend.

„Klothilde! Habt Ihr es auch reiflich überdacht, was Ihr unternommen?“ frug Heinrich v. Schwandegg bange.

„Ich konnte nicht anders!“ gestand Klothilde leise, mit bebendem Mund.

Junker Heinrich legte dem Fräulein die Hand auf die Schulter, die

Rechte hob das zarte Gesichtchen Klothildes so, daß das Mondlicht es beleuchtete.

„Klothilde, Ihr flieht vor verhafter Ehe? Ist's nicht so?“

Ein süßes Lächeln huschte um den roten Mund Klothildes.

„Ich muß es tun, wenn ich Euch treu bleiben will, Heinrich!“ kam es wie ein Hauch von den Lippen des Fräuleins.

Junker Heinrich legte erschüttert den Arm um Klothildes Nacken und küßte sie auf die roten Lippen. Dann holte er die Pferde herbei, hob sein blondes Lieb auf den mitgebrachten Schimmel, bestieg seinen eigenen Hengst und führte Klothilde sicher gen Töß ins Frauenkloster.

Die Nacht war köstlich und glich einem süßen Traum. den keines der Liebenden mit einem Wort zu stören



magte. Endlich tauchten die mondbeschienenen Dächer des Klosters auf. Als sie zur hölzernen Brücke kamen, sprang Klothilde zu Boden. Junker Heinrich folgte ihrem Beispiel.

„Laßt uns Abschied nehmen, Junker Heinrich. Habet Dank für Eure Hilfe und baut auf meine Treue!“ Willig bot die junge Grafentochter ihrem Entführer die Lippen.

„Lebet wohl, Klothilde! Möge der himmlische Vater alles zum Guten führen. So Euch aber Gefahr drohen sollte, so wisset, daß Ihr jederzeit auf meinen Schutz rechnen dürft.“

Ein letzter Händedruck, und Klothilde schritt erhabenen Hauptes über die Brücke. Die Klosterglocke schrillte durch die Nacht, nach geraumer Weile hörte Heinrich von Schwandegg Schritte über den Klosterhof, wenig später schloß sich das Thor hinter der Gliehenden. Nun zog Junker Heinrich die Pferde aus dem Gebüsch, schwang sich auf seinen Hengst und ritt frohen Herzens nordwärts, der Heimat entgegen.

Auf der Kyburg wunderte man sich am folgenden Morgen, als das Fräulein nicht zum Morgenessen erschienen. Als der Tag weiter vorrückte, ohne daß Klothilde kam, ging Frau Agnes selber nachschauen. Sie erschrak heftig, als sie das Bett Klothildes unberührt fand. Mit wankenden Knien trat sie vor ihren Gatten und meldete ihm das Verschwinden Klothildes.

Der Graf erschrak nicht minder, als seine Gemahlin. Sofort rief er das Gefinde zusammen und forschte nach dem Verbleib des Fräuleins. Doch niemand hatte sie gesehen, da begann der Graf zu toben und schwor demjenigen harte Strafe, der ihr zur Flucht verholfen. Sofort schickte er seine Knechte aus, die Entflozene zu suchen, aber sie kehrten am Mittag unverrichteter Dinge zurück.

Frau Agnes erster Gedanke galt dem Kloster zu Töß. Doch wagte sie es nicht, den Gatten auf diese Spur zu bringen, weil der imstande wäre, das Kloster mit bewaffneter Hand zu überfallen und neues Unheil anzurichten. Graf Wilhelm jedoch dachte an die Schwandegg. An einem der folgenden Tage machte er sich mit seinen Knechten auf den Weg nach Girsberg, um sich dort nach Klothilde umzusehen. Frau Agnes benützte des Gatten Abwesenheit, um mit einem treuen Diener gen Töß ins Kloster zu reiten.

Schwester Katharina erschrak, als die Schwester Gräfin vor ihr stand und sich nach Klothilde erkundigte. Sie führte den Gast in ihre Gemächer und erkundigte sich nach der Ursache der Flucht ihres Mündels. Mit kurzen Worten erzählte Frau Agnes, was von Klothilde verlangt wurde.

Die Priorin nickte.

„Mein Herr Schwager ist ein harter Mann. Sollte sich das Kind ein Leid angetan haben, hat er viel auf dem Gewissen. Doch glaube ich solches von Klothilde nicht“, meinte die Priorin, als sie sah, wie sehr die Schwester unter der Flucht ihres Kindes litt.

„So weißt Du nicht, wo mein Kind ist?“ frug die Gräfin bange.

„Wenn ich es noch wüßte, würde ich es nicht sagen! Wie kann man sein eigen Kind so weit bringen, daß es aus dem Vaterhaus flieht?“

„Schwester Priorin, erbarme Dich meiner! Ich bin unschuldig an Klothildes Flucht. Du kennst doch meinen Gatten, weißt, wie hoch er das Ritterwort hält. Wohl ist er strenge, aber auch gerecht.“

„Nennst Du es gerecht, wenn man das Kind zwingen will, einen ungeliebten Mann zu nehmen?“

„Schwester Katharina, war das auch gerecht, daß man Dich zwang, den Schleier zu nehmen?“

Die Frage der Gräfin traf die Priorin unvorbereitet.

„Du hast recht, Schwester! Ueber uns Frauen bestimmen andere. Doch mach Dir wegen Klothilde nicht unnütz Sorge. Ich hoffe, bald Näheres über ihren Aufenthalt zu erfahren. Das Kloster hat überall seine Freunde, uns bleibt keineswegs verborgen, was außer Klostermauern geschieht. Verlaß Dich drauf, daß ich Dir über kurz oder lang gute Nachrichten geben kann“, schloß die edle Frau, da kehrte Frau Agnes getröstet auf die Kyburg zurück.

Diemeil die Gräfin ihrer Schwester gegenüber saß, beriet ihr Gatte mit dem alten Gyr von Girsberg.

„Wäre es möglich, daß sie sich auf Burg Schwandegg geflüchtet?“

„Möglich schon, aber ich glaub es nicht. Doch zu Eurer Beruhigung reit ich hinüber und werde mich erkundigen.“ Wenig später ritt der alte Ritter auf die Schwandegg. Herr Diethelm stand unterm Burgtor. Auf die Frage nach dem Verbleib Klothildes, schüttelte der Schwandegger ehrlich erschrocken sein Haupt und gab sein Ritterwort, daß die Geflozene nicht auf die Schwandegg zugekehrt. Beruhigt machte sich der alte Gyr auf den Heimweg und erstattete Bericht.

Der junge Gyr, der dem Grafen Gesellschaft geleistet, in seiner Eitelkeit verlegt, wandte sich an Graf Wilhelm.

„Habt Ihr auch schon im Kloster zu Töß nachgefragt, wo Klothilde sich jahrelang aufgehalten?“

Graf Wilhelm schlug sich die Hand vor die Stirne.

„Wahrhaftig, daran habe ich nicht gedacht. Das werde ich bald heraus haben, und wenn ich das Kloster stürmen sollte. Meine Gevatterin Priorin muß Farbe bekennen, wenn nötig mit Gewalt.“

„Ueberlegt genau, was Ihr tut, lieber Freund. Das Kloster hat mächtige Freunde.“

„Mag es, morgen werd' ich es durchsuchen lassen. Behe der Priorin, wenn sie dem Kinde Vorschub leistet.“ Ungefäumt machte sich Graf Wilhelm auf den Heimweg.

Es ging gegen Abend. Friedlich lag das Frauenkloster zu Töß, umflutet vom letzten Tageschein. Die Base Priorin saß in einer engen Klause mit Klothilde zusammen und erzählte ihr, was ihre Mutter gesprochen. Da klang von draußen plötzlich Waffelärm an die Ohren der beiden Frauen. Eine herrische, beiden nur zu gut bekannte Stimme, verlangte barsch nach der Priorin.

Klothilde erbleichte.

„Verrat mich nicht, Muhme Priorin, ein schreckliches Los harret meiner, wenn mich Vater hier findet.“

„Fürchte Dich nicht, Schwester Veronika. Vertraue auf Gott und schließ Dich in die Zelle ein, bis die Gefahr vorüber. Sollte man Dich rufen, ziehe die

Kapuze tief über Dein Gesicht", tröstete die edle Frau und eilte hinaus, zu hören, was der Schwager von ihr verlangte.

Vom Flur her drangen nach geraumer Weile harte Stimmen, rau und befehlend an das Ohr des jüngsten Mönchleins, darob dieses heftig erschraf. Bald aber war's wiederum stille. Klothilde harrete angsterfüllt auf das, was kommen mußte, da hallte jäh die Klosterglocke durch die Hallen. Eilige Schritte wurden laut, die Priorin trat in Klothildes Zelle mit allen Zeichen heftigen Schreckens.

"Rasch, die Kapuze über den Kopf und ins Refektorium. Beeile Dich, daß Du nicht zu spät kommst. Nimm Dich zusammen, wenn Du Deinen Vater siehst. Halte Dein Haupt gesenkt, wie es die Regel vorschreibt", gebot die Base Priorin und eilte davon, die Nonnen des Altteils herzurufen, die teils taub, oder halbblind waren.

Klothilde tat wie ihr geboten, verbarg ihr Haupt in die schützende Kapuze und ging gemessenen Schrittes ins Refektorium. Die meisten Nonnen hatten sich bereits dort versammelt. Bald führte die Priorin auch die Gebrechlichen in den Saal. Als alle versammelt waren, hob sie stolz ihr Haupt.

"Ihr Mitschwesteren im Herrn! Ein unerhörter Frevel wird sich vor Euren Augen abspielen. Graf Wilhelm v. Montfort, mein stolzer Schwager, will das Kloster nach seiner Tochter absuchen. Wir haben keine Gräfin von Montfort bei uns, nur eine Schwester Veronika. Bei Euerem Gelübde, denkt daran. Ihr bleibt solange hier, bis ich Euch die Rückkehr in Eure Zellen gestatte. Sollte der Graf mit seinen Leuten hieher kommen, denkt daran, daß Eure Augen keinen Mann anschauen dürfen in diesen Mauern. Tut, wie Euch die Regel unseres Klosters vorschreibt, wendet Euer Angesicht von allem ab, was Eurer Seligkeit schaden könnte", schloß die hohe Frau und verließ das Refektorium.

Bald hernach widerhallten die stillen Klosterhallen von Töß von den schweren Tritten der Schloßknechte von Kyburg, die unter der Anführung des Grafen Zelle um Zelle öffneten, ohne die Gesuchte zu finden.

"Ins Refektorium, daß wir die Nonnen selbst scharf beobachten können." Als Graf Wilhelm über die Schwelle trat, standen die Nonnen, wie es die Vor-

schrift erheischte, mit gesenktem Kopf in drei Reihen eng beieinander. Suchend glitt des Grafen Blick über die Klosterfrauen. Schwester Veronika stand in der zweiten Reihe. Ihr Herz pochte fast hörbar. Der Schatten einer Säule verdeckte ihr weißes Gesichtchen, das in der Kapuze fast vollständig verschwand. Einen Augenblick ruhte des Grafen Auge scharf auf der jugendlichen Gestalt, dann glitt es weiter und die Gefahr war vorüber.

Graf Wilhelm wandte sich entmutigt an die Priorin. "Verzeihet, Frau Vatterin, wenn ich Euch und Eure Mitschwesteren aufgeschreckt. Ich habe mich überzeugt, daß meine Tochter nicht hier ist."

"Bringt Eure Entschuldigung bei unserm Schirmvogt, dem Kaiser, vor, Herr Graf von Montfort. Ihr habt ihn mehr, als uns beleidigt!" entgegnete die empörte Priorin hart.

Ein spöttisches Lächeln huschte um des Grafen Mund.

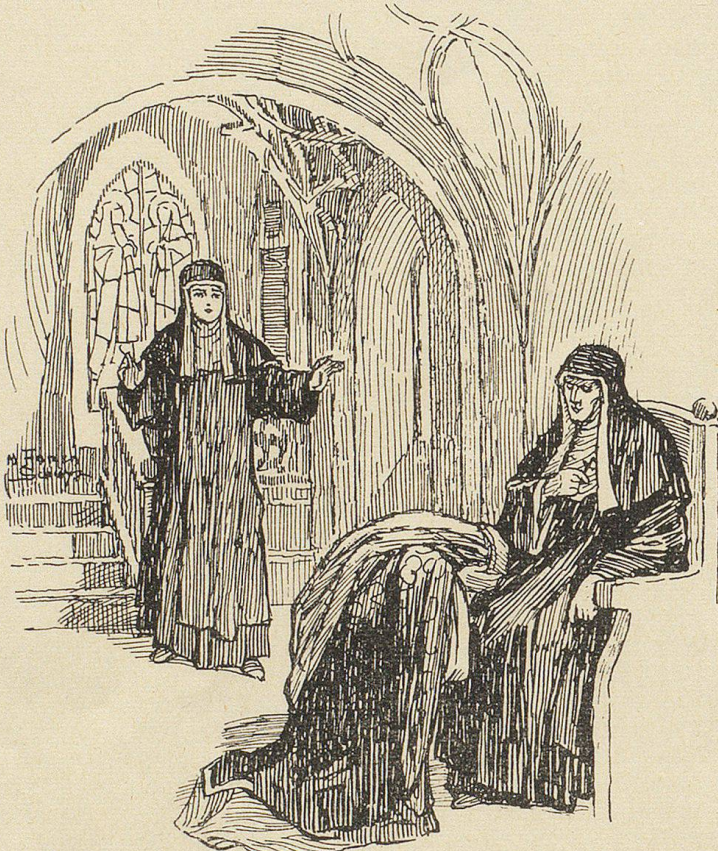
"Was schert mich der Kaiser! Ich habe es mit Euch zu tun, nicht mit ihm."

"Das bleibt Euch nicht geschenkt!" schloß die Oberin und geleitete die ungebeten Gäste vors Tor.

Als die Priorin in die Zelle ihrer Nichte zurückkehrte, lag Klothilde ohnmächtig auf ihrem Lager. Die Furcht vor Entdeckung und die überstandene Angst hatten sie niedergeworfen. Liebreich bemühte sich die gütige Frau, die Nichte wieder

zu sich zu bringen, und als es ihr endlich gelang, weinte sich Klothilde an ihrem Herzen aus.

Das Verschwinden Klothildes beschwerte das Vaterherz. Das Mädchen fehlte ihm zu jeder Stunde des Tages und er bereute, sie dem jungen Gyr aufgedrängt zu haben. Ja, in stillen Nächten, wo ihn der Schlaf mied, gelobte er sich, sie, wenn sie wieder zurückkehre, nicht mehr zu einer Ehe mit Gyr zu zwingen. Zu der Sorge um die Tochter kam noch die Furcht vor den ungeberdigen Appenzellern, die wieder ins Land einfielen. Ende des Jahres 1407 suchte Graf Wilhelm mit seiner Gemahlin Schutz im festen Städtchen Grüningen. Er tat gut, denn zu Beginn des Jahres 1408 belagerten die mit den Schwyzern verbündeten Appenzeller die Kyburg. Die kleine Besatzung mußte den Feinden die Tore öffnen und die Schwyzern besetzten die Burg bis im folgenden Herbst. Dann zogen sie endlich wieder ab



und Graf Wilhelm kehrte mit den Seinen auf die Kyburg zurück.

Zwei Jahre waren es, seit Klothilde die väterliche Burg verlassen und im Kloster zu Töß weilte. Eines Tages ritt Frau Agnes wiederum gen Töß, um Trost in ihrer Verlassenheit bei der Schwester Priorin zu holen. Diese erschrak, als sie in das leidgefurchte Antlitz der gräßlichen Schwester schaute.

„Weißt Du immer noch nichts von Klothilde?“ frug die Gräfin bange.

„Bist Du auch stark genug, zu tragen, was Du hören wirst?“ kam die Gegenfrage zurück und ein seltsames Lächeln huschte um den Mund der Priorin.

„Rede nur, Schwester, denn jetzt weiß ich, daß ich sie nicht mehr lebend sehen werde“, entgegnete Frau Agnes und meinte herzbrechend. Die Priorin ließ sie weinen und wartete, bis die Tränen versiegeten.

„Du irrst, Schwesterherz! Klothilde lebt, ist wohl geborgen“, sagte die Priorin mit einem gütigen Lächeln.

„Schwester, Schwester! Um aller Heiligen willen! Spanne mich nicht länger auf die Folter. Sag, wo sie weilt, damit ich sie an mein Herz ziehen kann. Niemand mehr wird sie zwingen, Gyr von Girsberg zu nehmen. Nur sage mir, wo Klothilde weilt.“

Die Türe des Gemachs wurde leise geöffnet und eine bleiche Nonne trat über die Schwelle. Tränen der Freude und Rührung glänzten in ihren Augen.

„Mutter!“ kam es zaghaft über die Lippen der jungen Schwester, da wandte sich die Gräfin jäh um, öffnete beide Arme und zog ihr Kind mit einem Freudenschrei an ihr Herz.

„Klothilde, mein Kind, mein Liebling!“

Still zog sich die Priorin zurück und überließ Mutter und Tochter der ersten Wiedersehensfreude. Lange hielten sich die beiden Frauen umschlungen, dann führte Klothilde die Mutter zum Schiefertisch und erzählte ihr rückhaltlos, wer sie nach Töß ins Kloster gebracht, und wie es gekommen, daß der Vater sie nicht erkannt habe.

Frau Agnes wollte ihr Kind alsogleich wieder nach Hause nehmen, doch dieses wehrte sich entschieden dagegen.

„Wie ich aus der Burg verschwunden bin, will ich auch wieder zurückkehren. Sorget nur dafür, daß morgen abend die kleine Pforte offen bleibt.“

Mit Freuden versprach dies Frau Agnes und nahm herzlich Abschied von ihrem wieder gefundenen Kinde.

In der übernächsten Nacht hielt Heinrich von

Schwandegg mit zwei Pferden vor der Klosterpforte zu Töß. Wieder war es eine mondheile Nacht, als Herr Heinrich sein blondes Lieb auf die Kyburg zurückbrachte. Unter der mächtigen Eiche, wo Heinrich vor zwei Jahren sie abgeholt, nahmen sie innigen Abschied.

„Ich werde Dir berichten, Liebster, wann Du kommen mußt!“ Noch ein letzter Kuß und eilfertig erstieg Klothilde den Burghügel und verschwand, während Heinrich von Schwandegg frohen Herzens heimwärts ritt.

Groß war Graf Wilhelms Ueberraschung, als ihm am folgenden Morgen Frau Agnes Klothilde entgegenführte. Noch einmal wollte der Jorn über ihn kommen, doch ein flehender Blick aus den Augen der Gräfin entwaffnete ihn. Eine weiche Regung bemächtigte sich seiner und gerührt zog er Klothilde ans Vaterherz.

„Vergib mir, Klothilde, ich war verblendet. Ich will Dich nicht mehr zu einer verhaßten Ehe zwingen. Doch erzähle mir, wie Du geflohen.“

Stockend geborchte Klothilde. Noch einmal bligte es in des Grafen Augen auf, als er hörte, daß Heinrich von Schwandegg ihr zur Flucht verholfen, aber er bezwang sich, froh, sein Kind wieder gesund vor sich zu sehen.

Noch am gleichen Abend ritt ein Knecht auf die Schwandegg, um Herrn Heinrich zu bitten, auf die Kyburg zu kommen. Er brachte schlimmen Bericht nach Hause. Die Appenzeller hatten die Gyrn von Girsberg aus der Burg getrieben und die Burg besetzt. Die Edeln von Girsberg aber seien gen Basel geflohen.

Heinrich von Schwandegg kam. Graf Wilhelm hatte eine lange, ernste Unterredung mit ihm und als diese beendet, rief er Klothilde zu sich.

„Solche Treue verdient Belohnung. Werdet glücklich miteinander, Ihr habt es beide redlich verdient“, schloß der Graf lächelnd.

Schon wenige Wochen drauf fand auf der Kyburg die Hochzeit statt, zu welcher die gesamte Ritterschaft der Umgebung geladen wurde. Spät in der Nacht, der Vollmond stand wieder so schön, wie damals am Himmel, als Heinrich sein Lieb ins Kloster und von diesem, nach Hause gebracht, führte er sein junges Gemahl gen Stammheim auf die Burg seiner Väter, wo fortan das Glück zu Hause war, denn Herr Diethelm erwarb Burg Girsberg und überließ dem jungen Paar die Stammburg, die noch heute, wenn auch in anderer Gestalt, von aussichtsreicher Höhe herab die Gegend beherrscht.

T e l l.

Wir rüsten wieder die Pfeile.
Es reitet der Krieg die Welt.
Mag sein, daß in unsern Frieden
Der Waffen Dröhnen fällt.

Wir steh'n am Hohlweg und warten.
Die Sehnen sind straff gespannt
Mag sein, daß ein neuer Gefßer
Sich nähert freiem Land!

Dann mögen die Schüsse fallen –
Der Tell ist noch nicht tot,
In allen seinen Söhnen
Ruft er in's Morgenrot:

„Wir sind ein Volk der Freien
Wir leiden keinen Spott!
Wir trau'n auf uns're Stärke –
Mit uns ist Gott!“

Maria Dufli-Rutishauser.